

Vom Dorf in die Welt hinaus

Wenn Santals reisen

I

„Reisen bildet den Menschen“, so sagt ein deutsches Sprichwort. Bildungsreisen haben in Europa eine lange Tradition. Im Mittelalter hat ein Handwerksbursche seine Lehre im gewählten Beruf erst bei einem Meister am Ort absolviert, dann ging er für mehrere Jahre auf Wanderschaft von Meister zu Meister, lernte einige Monate lang bei diesem und jenem und lernte so gleichzeitig die Welt kennen. Erst wenn die Wanderjahre abgeschlossen waren, ließ er sich als Handwerker nieder, heiratet und gründet eine Familie. Diese drei Lebensphasen spiegeln sich bis heute in vielen Biographien europäischer Persönlichkeiten wider.

In Indien wird das Reisen traditionell im Zusammenhang mit der letzten Lebensphase gesehen – *sanyasa*. Reisen bedeutet für einen *sanyasi* nicht, Erfahrungen zu sammeln, sondern vielmehr alle Erfahrungen abzuwerfen und leer zu werden. Dieses Leerwerden, so glaubt man, gelingt am besten, wenn man seine gewohnte Umgebung verläßt und sich selbst von allen Verpflichtungen in der Gemeinschaft und bindenden Gewohnheiten befreit. Es gibt eine lebendige Tradition der Pilgerschaft in Verbindung mit dem Reisen. Der Gläubige wird aufgefordert, auf Pilgerfahrt zu einem Tempel zu gehen, zu einer heiligen Stadt, zum Grab eines Heiligen oder zu einem heiligen Berg. Dahinter steht die Vorstellung, daß man sich durch die Strapazen einer solchen Reise innerlich reinigt. Erst langsam hat der Gedanke des Tourismus Eingang in die Lebenswelt der indischen Mittelklasse gefunden. Und auch heu-

te noch schwingt im indischen Tourismus etwas von der Grundidee des Pilgerns mit; allerdings ohne die dazugehörigen Strapazen.

Die Vorstellung, daß Reisen junge Menschen auf eine Weise bereichert, die kein Unterricht und kein Lehrbuch vermitteln kann, hat noch keinen Einzug in die Vorstellungen indischer Pädagogik gehalten. Es gibt zwar Klassenreisen – aber sind sie wirklich mehr als Vergnügungsfahrten und Zeiten der Freiheit von der Unterrichtsroutine? Weder Schüler noch Lehrer nehmen diese Ausflüge wirklich ernst, denn das dort Erlebte ist nicht meßbar: es bringt keine „Punkte“ bei Prüfungen oder zum Erlangen bestimmter Abschlüsse ein. Und was nicht unmittelbar zur Verbesserung von Prüfungsergebnissen beiträgt, zählt nicht wirklich.

Auch ich selbst spürte nach meinem Universitätsabschluss den Drang, einige Jahre fern meiner Heimat zu verbringen, anstatt sofort einen Beruf zu ergreifen und ein Gehalt zu beziehen. Also ging ich nach Indien auf der Suche nach Erfahrungen, die ganz verschieden von meinen früheren Leben waren. Daß ich dann nicht nach Deutschland zurückgekehrt bin, ist eine andere Geschichte. Nach einer Pause von vier Jahren entschloß ich mich nämlich, Schriftsteller und Übersetzer zu werden, und zwar in Indien.

Ich bin meinem Vater ewig dankbar dafür, daß er mich schon in sehr jungen Jahren ins Ausland geschickt hat. Seine Absicht war natürlich, daß ich Sprachen lernen sollte; aber ich habe weit mehr gelernt. Die damaligen Erfahrungen haben mir zum notwen-

digen Handwerkszeug für ein interkulturelles Leben verholfen. Sie öffneten meinen Blick für die Vielfalt menschlichen Lebens und zeigten mir meinen eigenen Platz in dieser Welt. In der Rückschau erkenne ich, daß diese frühen Reisen mein kulturelles Selbstverständnis mehr geprägt haben als alle anderen Erfahrungen. Ohne dieses „Training“, glaube ich, wäre es unmöglich gewesen, dreißig fruchtbare Jahre in Indien zu verbringen.

II

Die in ihren Dörfern verwurzelten Adivasis haben den Vorteil, in einem homogenen sozialen Umfeld zu leben, das ihnen menschliche Wärme, emotionale Sicherheit und Schutz vor äußerer Bedrohung bietet. Die schulisch ungebildete Stammesbevölkerung lebt normalerweise zufrieden in einer geistigen und materiellen Welt, die ihre Vorfahren gestaltet und an sie weitergegeben haben. Sie wissen kaum etwas von einer anders strukturierten Welt jenseits ihrer eigenen Wirklichkeit, und sie spüren wenig Neugier, sie kennenzulernen. Diese Selbstzufriedenheit ist gewiß ein Segen; sie ist aber auch ein Hindernis für jene, vor allem Schüler und Studenten, die sich den Einflüssen einer breiteren Gesellschaft ausgesetzt sehen und damit zu recht kommen müssen. Das Ergebnis ist dabei nicht selten Verwirrung und Frustration. Und dennoch, bei aller Beschränkung eines von Ritualen bestimmten Lebens und einer von Tabus geprägten Geisteshaltung, bietet das Stammesleben auch eine Welt-Sicht, deren kultureller Ausdruck für andere eine große Anziehungskraft hat. Dieses Empfinden von einer Universalität der Stammeskultur

Martin Kämpchen

sollte vor allem im Denken der Schüler und Studenten gepflegt werden; so daß sie ohne Bedenken aus ihren Dörfern herausgeführt werden können, ausgestattet mit einem klaren Verständnis von ihrem eigenen kulturellen Horizont.

Vor zwanzig Jahren habe ich begonnen, zwei Santal-Dörfer zu besuchen, Ghosaldanga und Bishnubati, weil ich mich mit der Notwendigkeit aber auch der Komplexität von Dorfentwicklung beschäftigte. Einer meiner ersten Entschlüsse war es, diesen Dorfgemeinschaften zu helfen, sich auf sinnvolle Weise der Welt zu öffnen. Angesichts der Dynamik des Stadt-Land Verhältnisses liegt es auf der Hand, daß die städtischen Einflüsse früher oder später in die Dörfer überschwappen. Man kann letzten Endes den Einfluss von Videofilmshows, Bollywood-Filmen, Fernsehen, von städtischem Verhalten, städtischer Kleidung und städtischer Sprache nicht verhindern. Teilweise ebnet die Bildung selbst diesem Prozess den Weg. Alles, was man tun kann, um diesem Ansturm einer vermeintlichen städtischen Kultiviertheit etwas entgegenzusetzen, ist die Förderung einer hohen Entscheidungskompetenz und emotionalen Stärke, wodurch gebildete Männer und Frauen aus den Dörfern die wahren Werte von dörflichem und städtischem Leben erkennen und eine bewußte Entscheidung treffen können. Eine solche Entscheidungsfähigkeit kann nur erreicht werden, wenn man über konventionelle Bildungsinhalte hinausgeht, oder anders gesagt: wenn man sich der Welt aussetzt. Genau das war der Grund, warum wir seit Beginn unserer Zusammenarbeit Schüler und Studenten an alle Ecken und Enden Indiens geschickt haben.

Im Jahr 1998 trat eine Gruppe von vier jungen Männern – Sona Murmu, Boro Baski, Gokul Hansda und Sanyasi Lohar – mit Tanz und Gesang vor unterschiedlichem Publikum in Deutschland und Österrei-

ch auf. Sanyasi, ein junger Künstler aus Bishnubati, trat in die Fußstapfen des Dichters Rabindranath Tagore und verbrachte eine Zeit an der *Ecole d'Humanité* in den Schweizer Bergen. Rabindranath selbst hatte diese Schule 1930 besucht, als sie noch in Deutschland angesiedelt war. Verschiedene Studentengruppen besuchten Kalkutta, Delhi, Dhaka, Bhubaneswar, Bangalore; sie wurden nach Himachal Pradesh geschickt, nach Sikkim, nach Simlipal, ein Waldschutzgebiet in Orissa; ebenso zu den Stämmen Keralas, in die Sundarbans und zum Trekking im Himalaya.

Diese Art Exkursionen wurde zu einer jährlichen Tradition. Wir organisierten Aufführungen mit Stammestänzen und –liedern, traten damit bei Seminaren und Workshops auf und machten es uns zum Anliegen, die einfachen Zuhörer in den Dörfern, oft selbst Angehörige der Stämme, in Kontakt miteinander zu bringen. Es machte unseren Santal-Jungen und Mädchen große Freude, ihre Trommeln und Tanzschritte mit denen ihrer Stammesgästen in Einklang zu bringen und schließlich gemeinsam zu tanzen.

Anfang April 2005 machte sich Sanyasi Lohar zum dritten Mal auf den Weg, um an der *Ecole d'Humanité* in der Schweiz Kunst zu unterrichten. Kurze Zeit später ging Rathin Kisku, ein Santal-Sänger aus einem Nachbardorf, mit mir auf eine Vortragsreise nach Deutschland und Österreich; bei unseren gemeinsamen Auftritten sang er seine Lieder, und ich las aus meinen Erzählungen. Ende Juni reisten schließlich vier junge Männer und drei junge Frauen aus Ghosaldanga und Bishnubati mit mir einen Monat lang in Deutschland und gaben Vorstellungen und Demonstrationen zu ihrer Santal-Kultur.

III

Rathin Kisku hatte, obwohl hochintelligent, die Schule in der neunten Klasse abgebrochen, weil es ihm an

Motivation fehlte; er begann, da und dort herumzuhängen – unschlüssig, was er tun sollte. Seine musikalische Begabung entfaltete sich allmählich, als er mit einigen Bauls und Volksängern in Distrikt Birbhum in Kontakt kam. Im Abhoy Ashram in Santiniketan lernte er *bbajans*, dessen *guru ma* (Meisterin) war sein erster Förderer. So nahm er an Volksfesten überall in West-Bengalen teil. Als ich ihn im Haus von Sanyasi Lohar in Bishnubati zum ersten Mal singen hörte, fielen mir drei Dinge besonders auf: Seine kräftige Stimme, seine natürliche darstellerische Begabung und seine Fähigkeit, als Santal in einen Bereich einzudringen, der fast ausschließlich von Bengalisch sprechenden Hindus und Muslimen beherrscht ist.

Von Kind an hatte Rathin an unseren Festen teilgenommen. Einmal hatte er in der *Baba-Nacht*, dem Frühlingsfest der Santals, gesungen, und alle waren sogleich voll Lob gewesen. Sanyasi und er, zwei künstlerisch empfindsame junge Männer, haben sich spontan und herzlich angefreundet. Ich drängte Rathin dazu, Gesangsunterricht zu nehmen, um sein noch ungeschliffenes Talent auszubilden und die Gefühle und Dramatik seiner Lieder deutlicher auszudrücken. Einige Freunde haben dieses Ansinnen kritisiert: Ihrer Meinung nach machen gerade die ursprünglichen, ungeschliffenen Stimmen der dörflichen Volkssänger den Reiz und die Qualität der Gesänge aus. Darüber hinaus führe die stimmliche Verfeinerung eines Volkssängers dazu, ihn von seiner angestammten Zuhörerschaft und Lebensgrundlage zu entfremden, nämlich den Dörfern. Stattdessen werde er sich in der Gesangsdarbietung der städtischen Mittelklasse und ihren verfeinerten Bedürfnissen zuwenden. Im Nachhinein muß ich feststellen, daß es zwar gut und richtig sein mag, die „natürlichen“ Stimmen der Volkssänger zu erhalten, daß sie aber heutzutage zu Dutzenden auftreten; in der Mehrzahl führen sie ein Leben beinahe wie

Bettler. Unfähig, sich auf andere Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen, halten sie sich mühsam mit Gesang über Wasser.

Rathin besitzt echte Leidenschaft für die Musik, eine Neugier, die ihn antreibt, sich außerhalb seiner dörflichen Welt zu entfalten. Was sollte mir das Recht geben, das zurückzuhalten, was in ihm angelegt war, nur um einer dörflichen Schlichtheit willen, die Rathin selbst als Dorfbewohner gar nicht verspürte? Als kulturübergreifender Künstler – ein Adivasi *Baul* – war es für Rathin nur natürlich, von ländlichen zu städtischen Schauplätzen, von den Auditorien der Armen zu denen der Mittelklasse hin und her zu wechseln. So gelang es Rathin, in Santiniketan einige Lehrer für sich zu interessieren, die ihn in klassischer Vokalmusik unterrichteten.

Wenn ein Sänger keine ausreichende Schulbildung und Lebenserfahrung besitzt, dann wird er die Spannungen und Belastungen einer Karriere schwerlich aushalten. Dann unterliegt er der Gefahr, von zweifelhaften Auftraggebern und vom städtischen Musikmarkt ausgebeutet und fehlgeleitet zu werden. Also verhalf ich Rathin auch zu einer finanziellen Sicherheit, damit er wieder zur Schule gehen zu konnte. Parallel zu dieser formalen Schulbildung brauchte er Erfahrungen in anderen gesellschaftlichen Umfeldern als jenem, in dem er aufgewachsen war: So besuchten wir gemeinsam bengalische *bbadralok*-Freunde in Santiniketan und Kalkutta; er reiste nach Kalimpong, in die Sundarbans und nach Orissa. So wurde sein Freundeskreis immer größer und er erfuhr wachsende Anerkennung.

Rathins einzigartige Stellung als „kulturübergreifender *Baul*“ hat ihm auf Dorffesten bereits den Namen eines Adivasi *Baul* eingebracht. Während seines Gesangs jedoch hatte er kaum etwas von seinem Santal-Hintergrund durchklingen lassen. Beim

Singen war seine bengalische Aussprache fast makellos; seine Lieder galten den traditionellen Themen der Hindu-*bhakti* und *Baul*-Mystik. Darum schlug ich ihm Lieder vor, die sich mit dem Santal-Leben beschäftigten, mit dessen Freuden und Nöten; hin und wieder sang er die *Baul*- und Volkslieder sogar in Santali.

Während unserer fünfwöchigen Deutschland-Tournee hatte Rathin ein Repertoire von zwanzig Liedern vorbereitet. Darunter waren *Baul*-Lieder, religiöse Lieder (*bhajans*) und auch ein paar moderne Santal-Lieder mit traditionellen Santal-Melodien. Zwei Lieder in bengalisch – mit Übersetzungen – handelten vom Leben der Santals. Rathin hatte sich, mit einiger Überwindung, darin geübt, allein auf der Bühne, ohne die Unterstützung von Tabla- und Flötenspielern, zu singen. Er lernte, davon zu profitieren; seine Spontaneität auf der Bühne wuchs, seine Gesten wurden ausdrucksstärker; und er konnte in seine Lieder so viele Wiederholungen und Ausrufe einbinden wie er wollte.

Mein Vortrag, der Rathins Darbietungen voranging, brachte meine eigenen Erfahrungen des indischen Dorflebens zum Ausdruck und beschrieb insbesondere die traditionellen Feste im ländlichen Bengalen; sie zeigten die tiefe Verbindung dieser Feste mit dem landwirtschaftlichen Kreislauf der Jahreszeiten und mit der Natur. Europäer können während ihres Aufenthaltes in Indien in der Regel keine Dörfer besuchen; sie lernen die Städte und Pilgerstätten kennen und ein paar Strände und Berge; aber das dörfliche Indien, und damit ein weiter Bereich indischen Lebens, entgeht ihnen. Besonders versäumen sie die außergewöhnliche lebendige Festkultur, die es dort in unseren Dörfern noch gibt, wo Fernsehen oder Videofilmshows noch nicht die Macht übernommen haben.

In Berlin und Heidelberg, Mannheim, München und Salzburg, Aa-

chen und Frankfurt, sowie in vielen kleineren Städten sind wir mit Vortrag und Gesängen aufgetreten. Der Zuhörerkreis war klein und intim, außer in Heidelberg und München. Auch in Privathäusern sind wir aufgetreten. Diese Auftritte standen ganz in der Tradition der *Bauls*, die in den indischen Dörfern von Haus zu Haus zu ziehen und ihre Lieder anbieten. Zählte das Publikum zwischen zwanzig und vierzig Personen, dann war die emotionale Ausdruckskraft von Rathins Liedern am stärksten. Nach jedem Lied wurde der Inhalt erläutert. Die Zuhörer fragten nach den Liedern, nach den bengalischen Dörfern, und sie wollten mehr über Rathins Leben selbst erfahren. Während die Zuhörer in bengalischen Dörfern meist unruhig und laut sind, haben die deutschen Zuhörer Rathins Lieder überwiegend als kontemplatives Erlebnis aufgenommen. Darum lag es nahe, daß er zweimal bei Meditationswochenenden, die ich leitete, in Meditationshäusern auftrat.

Während ich mit Rathin Kisku in Deutschland unterwegs war, war mein Hauptanliegen: Kann er wirklich mit seinen Zuhörern kommunizieren? Nehmen sie seine Darbietungen auf und verstehen sie nicht nur auf einer vordergründigen Ebene, nämlich als Folklore in all ihrer faszinierenden Fremdheit und farbenfrohen Schlichtheit? Können seine Zuhörer – angeleitet durch meinen Vortrag und meine Erläuterungen zu jedem Lied – eine Beziehung aufbauen zum Inhalt seiner Lieder: zur dörflichen Lebensart, die sie darstellen; zum Geist der Freude und Festlichkeit, der von den Menschen in den Dörfern zurückstrahlt? Begreifen sie durch seine Lieder, daß indisches Dorfleben mehr ist als Unterdrückung, Mangelernährung, Krankheit und Kasten-Diskriminierung?

IV

Zwei Wochen nach unserer Rückkehr nach West-Bengalen brachen

sieben junge Santal-Männer und – Frauen auf Einladung des Kindermissionswerks in Aachen erneut mit mir nach Deutschland auf. Aufgabe des Kindermissionswerks ist vor allem die Hilfe für bedürftige Kinder weltweit. Die Aufführungen, die wir über einen Zeitraum von fast einem Jahr besonders für unsere Zielgruppe der Kindergartenkinder konzipiert hatten, waren auf ein Maximum an Interaktion ausgerichtet. Fast sieben Jahre der Entwicklung waren seit unserer ersten Deutschlandtournee vergangen und hatten ihre Spuren hinterlassen. Sie waren nun Mitte dreißig, standen mitten im Beruf als Lehrer oder Sozialarbeiter, sie waren verwurzelt mit der Dorfarbeit, die sie als Pioniere mit aufgebaut hatten. Dafür hatten sie sich Respekt und Ansehen unter den gebildeten Santals und in weiteren Regierungskreisen erworben. Ihre Arbeit ist sinnvoll und bietet geradezu unbegrenzte schöpferische Möglichkeiten und Freiheiten. Sie strebten nicht mehr nach lukrativen Karrieren in irgendwelchen Nicht-Regierungsorganisationen.

Diese Entwicklung sollte auf unserer Auslandsreise ihren Niederschlag finden. Wir entschieden uns, neben den vier jungen Männern, die schon 1998 Deutschland besucht hatten, auch die Ehefrauen der drei verheirateten Männer mitzunehmen: Leena Murmu, Erzieherin im Kindergarten mit einer medizinischen Zusatzausbildung; Asha Baski, Lehrerin an einer Missionsschule; und Dipali Hansda, ebenfalls Lehrerin. Nur Sanyasi Lohar war damals noch unverheiratet. Diese Frauen hatten der zunächst wenig prestigeträchtigen Entscheidung ihrer Ehemänner mißtrauisch gegenübergestanden, ihr Leben – mit einem dürftigen und unsicheren Gehalt – für zwei kleine Dörfer einzusetzen. Frauen verlangen nach Sicherheit; sie sind normalerweise keine Pionierinnen. Also schlug ich vor, die Frauen einzuladen, ihre Männer zu einer Unternehmung zu begleiten, bei der auch sie

eine beispiellose Achtung und Wertschätzung erfahren würden. Ebenso wichtig war für mich, daß Männer allein nicht in der Lage sind, ein Santal-Dorf, ja irgendein Dorf vorzustellen. Der Ausdruck von Freude und Leid im Leben ist ohne die Stimme der Frauen unvollständig. Von den fünf verschiedenen Santal-Tänzen, die die Gruppe vorführte, sind drei nicht ohne Frauen möglich; sie sind die unverzichtbare Seele dieser Tänze, und die Männer begleiten sie mit ihren Trommeln und der Flöte. Die Gruppe übte fünf verschiedene Tänze ein, eine Reihe Santal-Lieder und zwei Theatersketches.

Rhythmus bietet ungeahnte Möglichkeiten der nonverbalen Kommunikation. In Indien wissen wir um die Bedeutung von *rita*, dem kosmischen Rhythmus, und *prana*, dem Atem, mit seinem Rhythmus des Ein- und Ausatmens. Diese Erfahrung des Rhythmus kann man sowohl auf individueller wie auch auf kosmischer Ebene machen. Rhythmus hält die Welt als strukturiertes, geordnetes Universum zusammen. Auffällig kostümiert in ihrer farbenfrohen Stammeskleidung, hat die Santal-Gruppe unsere jungen Zuschauer in den deutschen Schulen regelrecht überwältigt mit ihren kraftvollen Rhythmen und ausdrucksstarken Tanzformen. Während die Frauen sich in langsamen, wiegenden Bewegungen ausdrückten, waren die Schritte der Männer kraftvoll und lebhaft. Nach jedem Tanz gab einer der Männer eine Demonstration von dessen grundlegendem Rhythmus auf der Trommel und lud die Kinder, ihre Lehrer oder Eltern ein, nach vorne zu kommen und ihn nachzumachen. Sobald der junge Trommler den Rhythmus beherrschte, fiel der Rest der Gruppe mit anderen Trommeln und Händeklatschen ein, und am Ende klatschte das ganze Auditorium oder stampfte mit den Füßen auf den Boden – jedes mal ein begeisterndes und lohnendes Erlebnis für unsere jungen Zuhörer!

Es gehörte zu den schönsten Augenblicken der gesamten Reise, die Freude der Kinder zu beobachten, wenn sie einen Rhythmus auf der Trommel nachmachten. Wir mußten aufpassen, daß kein Chaos ausbrach, wenn wir diesem Zusammenspiel freien Raum ließen. Viele Kinder hatten auch keine Scheu, nach vorne zu kommen und mitzutanzten, wenn die Tanzschritte einfach waren. Ihre Erfahrung, einen komplizierten, ganz und gar unwestlichen Rhythmus wiedergeben zu können, verschaffte ihnen ein fast ekstatisches Gefühl der Erfüllung; sie fanden einen Zugang zur Santal-Kultur durch deren musikalische Rhythmen, und dadurch waren sie fähig, mit der Santal-Gruppe zu kommunizieren.

In den meisten Schulen hatten die Kinder unter Anleitung ihrer Lehrer Lieder, Musikstücke oder Spiele für die indische Gruppe vorbereitet. So konnten wir ihrer Vorstellung zuschauen, so wie sie unserer zugehört hatten. Ich erinnere mich besonders an einen Nachmittag in einem Heim für Kinder aus schwierigen Familien. Diese traumatisierten Kinder mußten durch Behörden aus ihren Familien genommen werden, weil sie dort nicht sicher waren. Ihr Selbstbewußtsein war gering, ebenso ihre Konzentrationsfähigkeit. Und dennoch konnten wir sie zwei Stunden lang mit unserer Santal-Musik begeistern und unterhalten. Im Gegenzug zeigten sie uns unter der Anleitung eines Lehrers eine Reihe Spiele, die besonderen Mut und hohe Konzentration erforderten – wie zum Beispiel barfuß über Glasscherben zu laufen; sie nannten es das „Fakir-Spiel“.

Eine weitere markante Begegnung zwischen Gästen und Gastgebern gab es in der Rudolf Steiner-Schule in Dietzenbach bei Frankfurt. Der Musiklehrer hatte sein Akkordeon mitgebracht, ein Instrument, das dem indischen Harmonium nicht unähnlich ist, und begleitete seine Schüler

darauf bei europäischen Volkstänzen. Als wir mit unseren Santal-Tänzern dran waren, überredeten wir den Lehrer, in unsere Mitte zu kommen und mit uns gemeinsam zu spielen. Nach einer anfänglichen Unsicherheit, stellte sich heraus, daß er den *dasai*-Tanz ideal auf seinem Instrument spielen konnte. Diese Verbindung von zwei unterschiedlichen musikalischen Formen gab der Aufführung Vitalität und Würze.

V

Das traditionelle Santal-Theater ist nicht sehr alt. Erst vor ein paar Jahrzehnten begannen Schauspielertruppen, von Ort zu Ort zu ziehen und zeigten ihre Vorführungen in den Dörfern von West-Bengalen, Bihar und Jharkhand. Soziale Themen wie Eheprobleme, Alkoholismus, Spannungen zwischen Santals und Nicht-Santals, Hexerei und ähnliche Übel dominierten. Die christlichen Missionare führten auf provisorischen Bühnen biblische Geschichten auf, um die christianisierten Adivasis zu unterweisen. Der Stil war oft burlesk oder grob naturalistisch; Clowns, Trunkenbolde, Hexen und Zauberer sollten das Publikum unterhalten und fesseln. Das erzieherische Element fehlte zwar nicht, doch es wurde in keiner Weise betont. Vor diesem Hintergrund war unser Unternehmen ganz sicher ein Aufbruch in Neuland.

Vor älteren Schülern und Erwachsenen zeigten wir zwei kurze szenische Stücke in Englisch: „Der Zyklus der Jahreszeiten eines Santal-Bauern“ und „Eine Santal-Hochzeit“. In echtem *yatra*-Stil wurden die Spielszenen durch Trommeln und Flötenmelodien akzentuiert und endeten schließlich in einem Lied oder Tanz. Die Stücke waren emotional, ästhetisch – und manchmal sogar komisch – aufgeladen und drückten die tiefe Verbundenheit der Santals mit der Erde, der Natur, dem Stamm und der Familie aus.

Zunächst hatte die Gruppe einen darstellerischen Stil entwickelt, der nur auf Pantomime basierte. Mit Gesten versuchten sie zum Beispiel zu zeigen, wie der Reis ausgesät und die jungen Reispflanzen später umgesetzt werden, schließlich wie der reife Reis geschnitten und gedroschen wird. Doch dann wurde uns klar, daß vor einem fremden Publikum, dem der Reisanbau ganz und gar fremd ist, diese Gesten nicht genügend für sich selbst sprechen. Darum malte Sanyasi zwei große Panorambilder auf Stoff, die die verschiedenen Stationen im bäuerlichen Jahreslauf darstellten, ebenso auch die Hochzeitsriten. Wo wir auch auftraten, wurden sie aufgehängt und beschworen selbst in einem eintönig modernen deutschen Gymnasium eine dörfliche Atmosphäre herauf. Mit der Einführung eines Erzählers, der erklärte, was er und die anderen Gruppenmitglieder mit ihren Gesten darstellten, änderten wir unsere Methode der Aufführung. Eine solche Erzählerfigur ist im Santal-Theater unbekannt; doch die Gruppe verstand, daß es nötig war, ein solches Brecht'sches Element aufzunehmen. Diese Aufführungen in Deutschland hatten einen unmittelbaren Effekt auf die Gruppe: Es wuchs ein hohes Selbstwertgefühl heran; nie hatten sie sich vorgestellt, daß ihre eigene Santal-Kultur so reich und vielfältig ist. In dem Maße, wie sie diese Kultur an ihr Publikum in Deutschland weitergaben, begannen sie sich selbst als Santals besser zu verstehen.

Einigen Zuhörergruppen mußten wir erklären, Indien sei ein Land „südöstlich von Deutschland“. Andere waren so gut vorbereitet, daß sie uns in Santali mit „Johar“ begrüßten. Sie wußten bereits, warum Frauen ein *bindi* auf der Stirn und *sindur* auf ihrem Scheitel tragen. Meine Rolle war die des Vermittlers zwischen dem deutschen Publikum und der Santal-Gruppe: Ich war die deutsche Stimme für die Inder und eine indische Stimme für die Deutschen; ich mußte

dafür sorgen, daß diese beiden Stimmen sich voll Vertrauen äußern konnten und einander in gegenseitiger Wertschätzung antworteten. Obwohl wir es mit vier Sprachen zu tun hatten – Santali, Bengali, Englisch und Deutsch – waren die spontansten und liebevollsten Gesten unserer Kommunikation sicher die nonverbalen. Einige neue Freundschaften wurden geschmiedet, die lange halten werden.

Gibt es handfeste Ergebnisse von diesen Reisen? Es ist zu früh, um das zu sagen. Erneuerter Vertrauen; ein Bewußtsein davon, wie nötig und wichtig unsere Arbeit auf lokaler wie auch globaler Ebene ist, auch wenn unsere jeweils eigene Gesellschaft dies noch nicht wirklich würdigt; ein Empfinden für Mitmenschlichkeit – diese Ergebnisse sind offenkundig. Sie sind sicher Elemente einer neuen Erkenntnis. Wir haben nun den Beweis dafür, daß die Santal-Kultur Menschen aus ganz unterschiedlichen Kulturkreisen verbinden kann. Und das ist nicht nur eine Verbundenheit durch Folklore, nicht nur ein Genuß all der Farben, Bewegungen und ausdrucksstarken Rhythmen. Die Reaktionen unseres Publikums zeigen an, daß die Santal-Kultur trotz ihrer Jahrhunderte langen Abgeschiedenheit eine Universalität in sich trägt, die die Kraft hat, Menschen zusammenzuführen und eins werden zu lassen.

Die englische Originalversion dieses Essays erschien in India International Centre Quarterly, New Delhi (Frühjahr 2006).

Aus dem Englischen von Henrike Rick.